Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 97 (1971)
Heft: 12

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

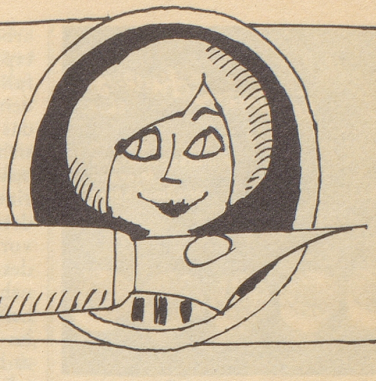
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau



How are you?

Die Angelsachsen ...

Es hat mir einmal jemand geschrieben, ich solle den Ausdruck «Angelsachsen» lieber nicht verwenden. Er sei ja historisch ganz in Ordnung, aber er habe das «Sächsische» dran nicht gern. Nun, ich will diese Zuschreiberin nicht vertäuben und schreibe deshalb: die Briten und die Amerikaner (und was sonst etwa noch anglophon sein könnte).

Also: Wenn man einen Anglophonen fragt: «How are you?», und das fragt man jeden, den man bereits kennt, dann sagt er höchstens: «Very well, and you?» und dann geht man zur Tagesordnung über. Und bleibt bei derselben.

Bei uns aber – und schon gar zu dieser Jahreszeit (ich schreibe anfangs März), bei einem ganz netten Schneegestöber, in dem die armen Basler ihre Straßenfasnacht feiern, also zu dieser Jahreszeit, wo immer irgend etwas «umgeht», so Viren, die beständig wieder anders aussehen und von denen man nie weiß, woher sie kommen, noch wozu sie führen – soll man nie jemanden befragen «Wie geht es Ihnen?».

Tut man dies, so hört man Krankengeschichten am laufenden Band.

Früher erzählte man sich Geschichten. Jetzt erzählt man sich Krankengeschichten.

Diese nehmen:

1. kein Ende und

2. ungeheure Dimensionen an und folglich viel Zeit in Anspruch.

Es ist aber ein richtiger Sommersport, Krankengeschichten auf der Straße auszutauschen. Im Winter friert man dabei bitterlich. Im Frühling und Herbst oft auch. Und selbst wenn wir selber keine ‹Syndrome› zu melden haben, haben wir nach dem Stehen in der Kälte sicher auch eine Krankengeschichte, die wir dann auf der Straße erzählen können. Trotz langen Hosen, Rollkragenpullover und Schaffellschuhen hat es uns dann auch erwischt.

So geht es weiter, bis schließlich die linden Lüfte erwacht sind – falls sie überhaupt je erwachen –, wo wir dann ungestraft stehen können, oder am Ende überhaupt keine ‹Syndrome› mehr zu schildern haben.

Uebrigens ist es auffallend, daß gerade Leute, die schwerkrank waren, oder es noch sind, am wenigsten Wert auf die Schilderung ihrer Krankheit legen. Es ist als ob sie am liebsten nicht gar zu oft daran erinnert werden wollten. Eine über ihren Zustand sehr aufgeklärte Bekannte sagte mir auf meine – durchaus ernstgemeinte und besorgte – Frage hin: «Stell dir vor, in meiner Leber haben sie noch keine Metastasen gefunden.» Das ist wohl der Höhepunkt von einem Silberstreifen an einer sehr grauen Wolke.

Männer tauschen übrigens auch gern Krankengeschichten aus, aber im Gegensatz zu Frauen sind sie fast durchwegs stärker beeindruckt von Operationen. Operationen sind dramatischer und eindrücklicher als so internistische Sachen.

Natürlich gibt es auch bei uns Leute, die auf unsere Frage antworten: «Gut, danke. Und Ihnen?»

Diese wollen aber in der Regel nicht gar so genau wissen, wie es um unsere Syndrome steht.

Wir wissen gewöhnlich ganz gut, wer es wirklich hören will und wer einfach höflich ist.

Und im übrigen wäre wohl die Faustregel, falls es eine gibt, die: Wer selber gesund ist, hat kein übermäßiges Bedürfnis nach eingehenden Krankheitsschilderungen, und wer selber wirklich krank ist, dem soll man nicht noch seine eigenen Gesundheitssorgen aufbürden.

Bethli

«... ich will nicht geschieden werden – nur getrennt!»

Deus ex machina

Am Schluß des Theaterstückes «Ein unheimlich starker Abgang» von Harald Sommer in der Komödie in Basel, wenn von der Szenerie herab die riesige Hand Gottes herunterschwebt und das moderne «Gretchen» vor unserer Gesellschaft errettet, kam mir plötzlich ein ähnliches Erlebnis meiner Kindheit in Erinnerung. Auch dort spielte der «deus ex machina» eine große Rolle. Hier in Basel glitt die Hand geräuschlos auf die Bühne herunter, nahm die Schauspielerin beschützend auf, entführte sie ebenso tadellos in den Himmel und brachte sie nochmals sanft auf die Bühne zurück, damit sie den Applaus vom Publikum entgegennehmen konnte: Eine unheimlich starker Abgang, ein geradezu genialer Abgang.

Ich bin auf dem Lande aufgewachsen. Jedes Jahr um die Weihnachtszeit führte der Gesellenverein ein Theaterstück auf. Jenes handelte vom Bruder Klaus, den der Schneider spielen durfte, weil er ihm glich, dem Bruder Klaus. Das Marteli vom Schuhladen bekam die Rolle der frommen Bernadette. Es mußte mit andern, nicht so Frommen mit der Sichel Getreide mähen auf dem Feld. Die bösen andern müssen es gehänselt haben, ich weiß nicht mehr so genau, jedenfalls mußte Bernadette plötzlich die Stimme erheben und laut ausrufen: «So wahr diese Sichel frei im Himmel schwebt, so wahr gibt es einen Gott im Himmel!» Bei diesem Ausruf mußte der Willi, Martelis Bruder, hinter der Kulisse einen Hebel bedienen, der die Sichel an einem Draht sachte in die Szenerie hinaufheben sollte. Nun drückte der Willi im Eifer etwas zu früh auf besagten Hebel und riß der frommen Bernadette die Sichel samt Arm in die Höhe. Das Marteli ließ vor Schreck die Sichel fahren, und da baumelte diese nun vor uns Zuschauern quietschend hin und her an ihrem dicken Draht.

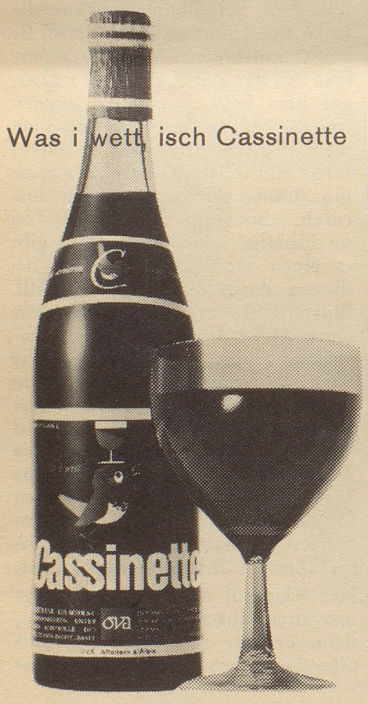
Der Klageruf der Bernadette ging uns allen durch Mark und Bein, denn er war echt, und ließ uns alle erschauern.

Suzanne

«Vörteli»

Vor einiger Zeit hörte ich zufälligerweise am Radio die Frauenstunde mit halbem Ohr, während ich beim Käffeli gemütlich die Zeitung las. Unter anderem verlas die Radiotante auch Hörerinnenbriefe mit Vorschlägen, sprich «Vörteli», wie man sich zum Beispiel die Haus-

Abonnieren Sie den Nebi



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein ova-Produkt

arbeit vereinfachen könnte. Eine tapfere Schweizer Frau gab ihre Erfahrung an offenbar unzählige Leidensgenossinnen weiter, wie man das Leibblatt des Eheliebsten unsichtbar lesen könne. Ihr Mann bekomme nämlich auch jedesmal einen Wutanfall, wenn sie sich erdreiste, *seine* Zeitung zu lesen bevor er dazu komme. Die Lösung des Problems sei ganz einfach: Man nehme ein paar Wäscheklämmerli, hefte die einzelnen Blätter hinten im Falz zusammen, und so merke er bestimmt nicht, daß die Zeitung schon gelesen wurde. (Vorausgesetzt, man vergesse nicht, die Klämmerli nach der Tat wieder zu entfernen!)

Ich hörte und staunte ... Nun frage ich Dich, liebes Bethli, wie ums Himmels willen sollen wir Frauen uns politisch informieren, wenn wir jedesmal vor Angst zittern müssen, dabei ertappt zu werden? Ich muß allerdings der Ordnung halber erwähnen, daß besagte Sendung *vor* dem 7. Februar 1971 ausgestrahlt wurde.

Für die geplagten Frauen von ganz unverbesserlichen Zeitungspaschas hätte ich folgenden Vorschlag: Schenkt doch euren cholerischen Männern zum nächsten Geburtstag ein Nebelspalter-Abonnement. Der Nebi ist nämlich mit Bostitch geheftet. Bäsi Uschi

Ich höre zwar, liebe Uschi, aber staunen tue ich nicht. Dasselbe haben mir schon zahllose Frauen erzählt oder geschrieben, so daß ich es schließlich glauben mußte.

Wir werden ja sehen, ob es jetzt besser wird. Aber diese Art Ehemänner hat ja auch sicher Nein gestimmt. (Womit die Vermutung gegeben wäre, daß sie in der Minderzahl sind.)

Uebrigens: Wie lange hält man wohl noch die «Frauenstunde» für einen Idioten-Unterweisungsdienst? B.

Ein Hund für Angela?

«Mami, warum krieg ich eigentlich nicht endlich einen Hund, ich möcht doch so gerne einen haben.»

Angela klatscht, nachdenklich über so viel Hartherzigkeit, mit der Gabel auf den Spinat in ihrem Teller. Da ich das nicht liebe, beeile ich mich, diese gefürchtete Frage mit einigen Hinweisen auf europäische Tischmanieren zu übergehen. Der Erfolg ist nicht überzeugend, nach einem letzten, lauten «Klatsch» bleibt die Gabel im Spinat liegen, und Angelas Augen wenden sich in tiefer Melancholie mir zu, dunkelblau und anklagend. «Alle Kinder haben einen Hund, nur ich nicht.»

«Aber, Häschen, das stimmt doch gar nicht! Der Alex hat keinen, die Karin, Susanne, Peter – die haben alle keinen und sind trotzdem zufrieden.»

«Doch, der Peter hat einen zu Weihnachten bekommen, so einen ganz lieben, schwarzen, lustigen. Und seine Mutter hat mich gefragt, wann ich eigentlich einen kriege.» – Ich habe Peters Mutter noch nie sonderlich sympathisch gefunden.

«Sie hat doch früher auch immer gesagt, daß ihr ein Hund zu viel Schmutz macht, und daß sie ihn in den Ferien nicht brauchen kann.»

«Der Frau Klingler hat sie beim Einkaufen erzählt, daß es gut für Kinder ist, wenn sie ein Tier betreuen dürfen, und daß man da als Mutter die eigenen In... In...» «Interessen», helfe ich gegen meinen Willen aus. «Ja, Interessen hintendranstellen soll.» «Hintanstellen.» «Ja, das hat sie gesagt.»

Meine Betrachtungen, warum sich meine Tochter nicht wie andere siebenjährige Mädchen mit aktuellen Kinderserien im TV beschäftigen kann, sondern immer in ungünstigen Momenten den pädagogischen Auslassungen verschiedener Nachbarinnen zuhören muß, werden durch sachliche Fragen nach «Interesse», «hintanstellen» etc. unterbrochen. Glücklicherweise war damit das Thema für diesmal wieder überwunden. Aber jetzt nagt der Gewissenswurm in mir:

Ich kann es doch nicht auf mir sitzen lassen, daß Peters Mutter mehr Opfer für ihre Kinder bringt als ich! Darum die Frage: Soll ich oder soll ich nicht? Christine

Aus dem Entlebuch um 1900

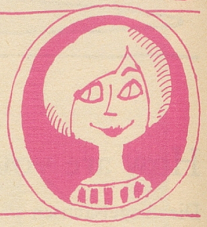
(Erinnerungen eines Landarztes)

Der stattliche Papa Buume hatte ein Heimetli, ein Kleinst-Heimetli. Da er mit schöner Regelmäßigkeit jährlich aufsippte, reichte es bald nicht mehr für die an- und aufwachsende Kinderschar. So machte er unter der Woche Vertretungen und kam nur zum Wochenende heim. Mama Buume waltete derweilen am häuslichen Herd, mit Glut- und Brutpflege beschäftigt. So stand sie eines Tages wieder einmal in der dampfvernebelten Küche und wusch und walkte auf dem seifigen Wellblech, als plötzlich im Türrahmen ein stattlich aufgeplustertes weibliches Wesen auftauchte und sich durch den Dampf resolut den Weg zum Waschzuber bahnte. Mama hielt inne, die Kinderschar gruppierte sich sensationslüstern und sprachlos um die Mutter und starrte fasziniert auf das prächtige Weib unter seinem mächtigen Hut, den ein giftgrüner, fortgeschritten zerfledderter Zeisig zitternd zierte. «Grüeß Ech», bernerte es breit, «wohnt ächt da der Herr Buume?» «Jo, worum?» erwiderte leicht lauernd das Mammeli. «Er het mir drum s Hürate verschproche», triumphierte die Imposante. «Ja was!» 's Mammeli nahm gelassen seine Arbeit wieder auf. Doch dann ließ sie das Wäschestück sinken, sah den dekorativen Eindringling versonnen lächelnd mit glücklichem Stolz an und sagte: «Ja, ja, so öppis chaner dä, üse Vatterli.»

*

Der Landarzt wird abends spät

Die Seite der Frau



zum Chrigu gerufen, weit oben auf einer Alp. Seufzend und gottergeben läßt der Doktor das Roß noch einmal anspannen und fährt durch die kalte, schwarze Nacht. Endlich angekommen, trifft er den Chrigu mit hochrotem Kopf, sonst aber blau wie ein Veilchen am Stubentisch an, vor ihm eine Flasche Schnaps. «Ihr müend scho entschuldige, Tokter, as ech Euch so schpot no do ufe gschprengt ha, aber ech ha siit Woche so unerchannt Buuchweh. Wo s Eisi no glebt het, hets das au einisch gha, und dä isches Bärmueter-Entzündig gsi. Grad eso hani itz au Buuchweh, Tokter, ech ha Bärmueter-Entzündig, gloube mers nume!» «Los, Chrigu, das isch unmöglich, a Maa chan eso öppis garned übercho, chasch secher si.» «Momoll, Tokter, i weiß es drum, ech ha Bärmueter-Entzündig.» «Also, so heb si!! Aber worum bisch ned vorhär einisch zu mir i d Praxis abecho?» «Jo je, Tokter, wüsset Ihr, ich ha tänkt, unter Tag hend Ihr so viel Lüüt und am Obig besser der Ziit. Und zahle chani eineweg ned.» Tutti

Von ferne sei herzlich gegrüßet

Unser Freund verbrachte seine Ferien wieder einmal in der alten Heimat. Er machte ein paar Einkäufe in einem Supermarket und gab seinem Buben ein Banknötli, damit dieser zahlen könne. Der Bub hatte zum erstenmal Schweizer Geld in der Hand und war sehr stolz darauf. An der Kasse wurde der Vater Zeuge der folgenden Szene:

Die Kassiererin addierte die Einkäufe, der Bub streckte ihr die Zwanzigernote entgegen. Das Fräulein gab ihm sein Herausgeld und bemerkte mißbilligend, daß er es in der Hand behielt. «Wo häsch Dis Portmonee?» fragte sie (es). Achselzucken. «Und wo isch Dini Poschtitäsche?» Schüchterner Blick auf die Beige der hübschen und praktischen Papiersäcke, die diese fortschrittliche Firma für ihre Kunden bereitstellte. Nun wurde es der Kassiererin zu bunt. Sie richtete

sich auf, verschränkte die Arme, faßte das Publikum, das hinter dem Buben Schlange stand, ins Auge und legte los: «Jetz lueged emol die Italiener a. Schicked ihre Bueb go poschte ohni es Portmonee und ohni e Poschtitäsche!»
Ferienerinnerungen. RB

Da hat der Unglücksbub offenbar dunkle Haare gehabt, was natürlich nicht geduldet werden kann, das werden Sie doch verstehen oder. Bethli

Mein Bruder hat einen Vogel

Wie ein Lauffeuer hat sich die neueste Meldung in der gesamten Bekannt- und Verwandtschaft verbreitet: Peter hat einen Papageien gekauft. Peter ist ein jungverheirateter Lehrer in einem Emmentaler Hügeldorf. Nebenbei ist er auch noch mein Bruder. Nun macht er sozusagen Schlagzeilen in jedem familiären Brief, seit er Vogelbesitzer ist.

Der gefiederte Freund ist – so sagt Peter – sehr jung, zart, sensibel und ein wenig nervös. – Langsam, ganz langsam gewöhnte sich nun das exotische Tierchen an die rustikale Emmentaler Luft. Nach einigen Wochen war Jako (sprich: Tschäko) so weit, seinem Herrn und Meister aus der Hand zu futtern. Welch eine Freude für einen Pädagogen! Doch diese Wonne sollte bald tiefster Betrübnis weichen: Mein Bruder und seine Frau haben in aller Welt Freunde verschiedenster Art. Da kamen nun also eines Tages ein halbes Dutzend junger Freunde ins Emmentaler Lehrerhaus zu Besuch. Gleich nach dem Willkommensgruß machte mein Bruder seine Gäste auf die diffizile Natur seines Papageien aufmerksam. Er bat höflich, das Tier nicht zu berühren und nicht am Käfig herumzufummeln. Diese Warnung ging aber zum einen Gästeohr hinein und zum anderen wieder hinaus. – Still und friedlich höckelte Jako in seinem Käfig in der «guten» Stube, als sich die lieben Freunde wie eine Horde Neugieriger auf das Haustierchen stürzten. Alle redeten sie zu gleicher Zeit und streckten sämtliche Finger (nach Adam Riese deren sechzig) zwischen die Käfiggitterstäbe. Das hätten sie nicht tun sollen. – Nach diesem anstrengenden Besuch war mein Bruder seelisch geknickt. Jako war wieder verstört und fahrig wie am Tag, als er aus der Zoohandlung in Peters Heim kam. Er sprach kein Wort mehr und fraß dem «Chef» nicht mehr aus der Hand.

Heute sieht man aber, daß Jako diese stürmische Visite überstanden hat. Wenn wir nun meinen Bruder besuchen, unterhalten wir uns im Flüsterton. Kommt meine Tochter (dreijährig) mit zu Besuch, transportiert Onkel Peter den Jako sogleich ins Schlafzimmer, wo er – der Papagei natürlich – in Ruhe, den krummen Schnabel in die Federn kuschelnd, dösen kann.

Als Ausgleich zur anstrengenden Tierdressur darf mein Bruder seine Schulklasse erziehen und bilden. Das ist wesentlich einfacher, denn Bauernkinder haben einen andern Charakter als tropische Vögel.

AMT

Rotes Kreuz, – weißes Kreuz

Bekannte besitzen ein Ferienhaus an einem Norweger Fjord, da die Frau Norwegerin ist.

Jeden Sommer hissen sie die Norweger und die Schweizer Flagge. Nun kommt es aber immer und immer wieder vor, daß in jener abgelegenen Gegend sich Fischer mit der Angel verletzen, und dann kommen sie mit schöner Regelmäßigkeit zum Haus unserer Freunde und erbitten ärztliche Hilfe. Hier sei ja der Rotkreuzposten, meinen sie, die Fahne hänge ja auf dem Haus. Daß es ein weißes und nicht ein rotes Kreuz ist, das beachten sie nie.

Vergangenen Sommer nun tauchte sogar ein Fischer auf, dem hatte die Angel die Wange durchbohrt; der Anblick war furchterregend, und nun haben sich unsere Freunde entschlossen, endgültig auf das Beflaggen mit der Schweizer Fahne zu verzichten. Hege

«... Wein und Weib ja! – aber keinen Gesang mehr!»

Was ich noch sagen wollte ...

Ich erhielt von S. B., Aarau, einen Brief mit einem Ausschnitt aus dem ‹Observer›. Herzlichen Dank für beides. Der Ausschnitt ist sehr relevant, insbesondere die beiden Absätze, die, nach Meinung des Einsenders, geeignet sind, meinen Artikel von der «Bösen Macht» in Nr. 7 zu ergänzen. Ich übersetze sie nachstehend ins Deutsche. Sie stammen aus der Kopie eines Schreibens, die ein Dirigent an das zitierte englische Blatt schickte:

«Ich habe in meiner 24jährigen Karriere eminente Sowjetkünstler begleitet, u. a. Oistrakh, Leonid Kogan, Emil Gillels und andere. Ich engagierte sie alle zu enormen Honoraren, die sie zwar reichlich verdient hätten, von denen sie aber nur einen kleinen Anteil erhielten.

Ihr (das russische) Kulturministerium hat, wie Ihnen wohl bekannt ist, die Honorare aller russischen Künstler, die in dieser Saison in Großbritannien auftreten wollen, um 75 Prozent erhöht. Die Briten beschlossen, das Angebot abzulehnen, weil es den Eindruck einer ‹Erpressung in letzter Minute› machte.

Wenn aber ihr eigener Kulturminister ausländische Künstler auftreten läßt, bietet er ihnen Honorare an, die eher nach einem kleinen Trinkgeld aussehen und bemerkt dazu mit einer Träne im Auge: ‹Wir sind ja so arm!›»

Das Original des Briefes, der dem ‹Observer› vom Verfasser übergeben wurde, war an den berühmten Cellisten Rostopowich adressiert. Und sein Verfasser, Edouard van Remoortel, dankt darin vor allem dem Cellisten für seine Güte und Menschlichkeit überhaupt, und für seine Aufnahme Solschenizyns in seinem Hause im besonderen.

Üsi Chind

Nachdem unser Viertkläßler in der Deutschstunde nichts gearbeitet hatte, mußte er ein Strafaufsätzchen schreiben. Der erste Satz lautete: «Heute schuf ich nicht viel.» H. O.

HENKELL
TROCKEN
... das Perlen, das die Welt beschwingt ...

Ihr Sekt für frohe Stunden

Nebelspalter-Inserate bringen immer Erfolg

Das Morgengrauen
Die Orientalen definieren das Morgengrauen als den Moment, in dem es hell genug wird, einen schwarzen Faden von einem weißen zu unterscheiden. Wer es nicht glaubt, muß einmal früh genug aufstehen und es ausprobieren! Wen dann die Lust nach weiteren, und etwas farbigeren orientalischen Fäden übermannt, kommt anschließend zu Vidal an der Bahnhofstraße 31 in Zürich, wo herrlichste Farben zu schönsten Orientteppichen geknüpft zu finden sind.

ARBEITS-PAUSE
KAFFEE-PAUSE

70.127.1.1d